

KULTUR IN DER »METROPOLE RUHR« EIN KRITISCHER BLICK AUS HISTORISCHER PERSPEKTIVE

Daniela Rüter

»Maloche schafft Revier-Kultur« titelte der »Vorwärts« Ende der 1980er Jahre.¹ Für den Rest der Republik möge der »Kohlenpott« nach Arbeit riechen und nicht unbedingt nach Kultur, räumte die Autorin ein, doch erstreckte sich zwischen Duisburg und Hamm nicht nur ein industrielles, sondern auch ein kulturelles Ballungsgebiet. Ob der facettenreichen und bunten Kulturszene im Ruhrgebiet geriet sie ins Schwärmen. Auf engstem Raum gebe es zahlreiche Opernbühnen und Theater, Galerien und Museen – Vergleichbares gebe es in Europa wohl kaum.

Mehr als dreißig Jahre später spricht niemand mehr von »Kohlenpott« oder »Ballungsgebiet«, wenn die Sprache auf das kulturelle Angebot im Ruhrgebiet kommt, das seine montanindustrielle Vergangenheit seither weitgehend hinter sich gelassen hat. Die dichte kulturelle Landschaft (56 Museen, 23 Theater und Bühnen, fünf Vollarbeiter, 34 Volkshochschulen, 51 Stadtbüchereien, 43 Musik- und Kunstschulen, 25 unterschiedliche Festivals, 22 Kulturbüros und 17 Kulturzentren) wird heute mit dem Begriff »Metropole Ruhr« semantisch zusammengefasst. »Metropole Ruhr« ist ein Marketing-Slogan, der zu Beginn des Jahrtausends aufkam und im Zuge der Vorbereitung und Durchführung des Kulturhauptstadtjahres 2010 offensiv verbreitet wurde und top down dauerhaft durchgesetzt werden sollte. Die dahinterstehende Vision war, dass das Ruhrgebiet zur europäischen Kulturmetropole würde, die Leitidee: »Region lebt Stadt (Kultur eint das Ruhrgebiet – Kultur eint Europa)«². Zum Beweis des berechtigten Anspruches wurde ein (vermutlich bearbeitetes) Satellitenfoto Europas verwendet, auf dem das Ruhrgebiet sich als einheitlicher Komplex ebenso groß wie die Metropolen Paris und London als leuchtender Stern deutlich vom Umfeld abhob und heller strahlte als jede andere Stadt in Deutschland und im Rest Europas.³

Eine Metropole ist das Ruhrgebiet nur, wenn man es aus dem Weltraum betrachtet, dann sieht es in der Tat aus wie eine riesige Stadt. Schon 1980 druckte die Zeitschrift »Geo« ein Satellitenfoto ab, das aus 1.000 km Höhe aufgenommen worden war, auf dem das Ruhrgebiet trotz der großen Entfernung deutlich als einheitliches Gebiet erkennbar war.⁴ Vor Ort hat sich



Autobahnschild an der A 3 Richtung Ruhrgebiet, Quelle: Daniela Rüther

der Marketing-Slogan »Metropole Ruhr« auch nach über zwanzig Jahren nicht durchgesetzt. Der Regionalverband Ruhr, Wirtschaftsförderer und Marketingverantwortliche der Region halten dennoch an dem Claim bis heute fest, obwohl der Versuch, mit dem hochgegriffenen Titel die staubig und aufgrund des Strukturwandels der Region obsolet anmutenden, aber in der Bevölkerung verbreiteten Namen für die Region wie »(Ruhr)Pott« oder »Revier« zu verdrängen, als gänzlich gescheitert angesehen werden kann. Und dies aus unterschiedlichen Gründen. So unter anderem, weil die Lebenswirklichkeit der Menschen dem hohen Anspruch einer Metropole entgegensteht. Das Gefühl, in einer Metropole zu leben, wird kaum aufkeimen, wenn der öffentliche Personen-Nahverkehr auch zehn Jahre nachdem das Ruhrgebiet europäische Kulturhauptstadt war, immer noch ausbaufähig ist und Straßenbahnlinien zum Teil an der Stadtgrenze enden. (Erst 2019 ging der Regionalverband Ruhr daran, ein erstes städteübergreifendes Mobilitätskonzept zu entwickeln.⁵) In der heimischen Presse wird »Metropole Ruhr« denn auch als »Marketing-Flop« bezeichnet, als ein Begriff, der in der Bevölkerung nicht angekommen sei und eher lächerlich wirke.⁶ Auch auf offizieller Ebene ist bisweilen zu beobachten, dass man sich von dem Begriff distanziert. Die 2007 im Vorfeld der Europäischen Kulturhauptstadt ins Leben gerufene Universitätsallianz Metropole Ruhr (UAMR) der Universitäten Duisburg-Essen, Bochum und Dortmund änderte klammheimlich ihren Namen, strich die Metropole heraus und nennt sich heute nur noch Universitätsallianz Ruhr. Sogar Macher der RUHR.2010 muss-

ten zehn Jahre nach der Kulturhauptstadt einräumen: »Wir haben ja gesagt Metropole Ruhr wollen wir sein, wollen wir werden, aber das hat natürlich nicht geklappt«. ⁷

Auch wissenschaftlich betrachtet ist das Ruhrgebiet keine Metropole. Zwar ist das Ruhrgebiet der größte Wirtschafts- und Ballungsraum Deutschlands und der fünftgrößte Europas, aber Größe allein definiert keine Metropole. ⁸ In der Wissenschaft gelten Metropolen als Städte oder Agglomerationen, die überregional wichtige Zentren von Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur darstellen und Knotenpunkte der internationalen Kommunikation sind, also Städte, die Entwicklungen in kontinentalem Maßstab beeinflussen und steuern. Dazu zählen Städte wie New York, London, Paris, Zürich, München. Das Ruhrgebiet ist weit davon entfernt, ein wichtiger Knotenpunkt in diesen Netzwerken zu sein, darin ist sich die Forschung weitgehend einig. ⁹ Die zusammenwachsenden Städte des Ruhrgebietes »sind keine Stadt, in welchem historischen Sinn auch immer [...] Sie sind auch nicht Stadt in einem denkbaren modernen, neuartigen Sinn«, schrieb Alexander Mitscherlich in seiner Arbeit über die »Unwirtlichkeit unserer Städte« bereits Mitte der 1960er Jahre. ¹⁰ Nach Mitscherlich gleichen die Städte des Ruhrgebiets »einer Ansammlung zahlloser Dörfer, Provinzstädte (die ihr Maß der Bevölkerungszunahme der Ansiedlung von Industrien verdanken)« und »sind ein Agglomerat von Wohnstätten, Arbeitsplätzen, Eßgelegenheiten, Illusionsgewerben aller Art«, aber keine »aus einem Kern wachsende Stadt«. Heute wird der Begriff der »polyzentrischen Agglomeration« zur Bezeichnung des Ruhrgebietes verwandt, manchmal mit dem Zusatz »mit kleinräumigen Strukturen«. ¹¹

Es gibt keine Kernstadt. Gleichwohl ragen die größeren Städte der Hellwegzone (also der Linie Essen-Bochum-Dortmund) heraus, vor allem mit ihrem kulturellen Angebot. Bochum wird bisweilen als heimliche Kulturhauptstadt des Reviers bezeichnet. Das Bochumer Schauspielhaus sorgte nach dem Zweiten Weltkrieg dafür, dass die klassische »Hochkultur« im Ruhrgebiet den Schritt aus der Kulturprovinz schaffte. Es entwickelte sich zum »Nationaltheater-Ersatz« mit Regisseuren von Rang, zu jeder Premiere reiste die Kritiker-Elite aus dem ganzen Bundesgebiet an. ¹² Auch das 1930 gegründete Bergbaumuseum strahlt über die Region hinaus, es zählt seit Jahrzehnten zu den bestbesuchten Technikmuseen in Deutschland. Eine bundesweite Studie aus dem Jahre 2018, in der das Ruhrgebiet insgesamt miserabel abschnitt, belegt das besonders rege kulturelle Leben Bochums. Bei den Besuchern klassischer Kulturveranstaltungen mit eigenem Ensemble und institutioneller Förderung lag Bochum nach dieser Studie bundesweit auf Rang 8. ¹³ Auch auf dem Feld der Musicalunterhaltung ragt Bochum heraus. Seit mehr als dreißig Jahren drehen die Darstellerinnen und Dar-

steller des Starlight Express auf ihren Rollschuhen im Bochumer Musicaltheater ihre Runden vor zumeist ausverkauftem Haus. Hingegen scheiterte der in den neunziger Jahren geplante »Broadway an der Ruhr« kläglich. Bei der Duisburger Musicalproduktion *Les Misérables* fiel schon nach wenigen Jahren der Vorhang zum letzten Mal und auch im Essener Colosseum wurden kaum die Produktionskosten für die Shows eingespielt, sodass es seit 2010 nicht mehr für Musicals genutzt wird.¹⁴

Bochum gehört zu den wenigen Städten des Ruhrgebiets, die mit ihrem kulturellen Angebot nicht nur das eigene städtische Publikum erreichen. Überwiegend wird die große Zahl an Kulturveranstaltungen und -institutionen im Ruhrgebiet fast ausschließlich vom Publikum der jeweils eigenen Stadt wahrgenommen.¹⁵

Das zeigt zweierlei: zum einen die mangelnde Einheit der Region, zum anderen ist es ein Hinweis darauf, dass der Reichtum der Kultur im Ruhrgebiet sich (auch) der Konkurrenz unter den Städten verdankt.

Der Blick in die Geschichte zeigt, dass dies eine lange Tradition hat. Die historische Perspektive vermag darüber hinaus zu offenbaren, dass eine engere Zusammenarbeit innerhalb des Ruhrgebietes immer nur unter dem Einfluss externer Bedingungen gelang, entweder durch Zwangslagen oder (finanzielle) Anreize. Und in diesem Kontext zeigt sich: das Ansinnen, das Revier zu einer Einheit zusammenzuklammern und in der Bevölkerung eine über die eigene Stadt hinausgehende Identitätsbildung anzuregen, wie es neuerdings durch den Slogan »Metropole Ruhr« versucht wurde, ist nicht neu, sondern über hundert Jahre alt.

1 Blick zurück

Im 19. Jahrhundert, als das Gebiet zwischen Duisburg und Hamm durch Bergbau und Stahlindustrie in Besitz genommen wurde, sprach man noch vom »rheinisch-westfälischen Industriegebiet«, da es sich auf Teile der 1815 geschaffenen preußischen Westprovinzen Rheinland und Westfalen erstreckte. Die ehemaligen Ackerbürgerstädte wuchsen explosionsartig, weitgehend unreguliert und chaotisch. Charakteristisch – zum Teil bis heute – war ein Süd-Nord-Gefälle zwischen den Städten der Hellwegzone und den jungen Industriestädten der Emscherzone. Bochum wurde 1904 – im Wesentlichen durch Eingemeindungen – zur Großstadt. Allgemein kann die insgesamt ausgreifende damalige Eingemeindungspolitik im Revier als Zeichen des ausgeprägten »Kommunalegoismus« gelten.¹⁶ Überörtliche Zusammenarbeit gab es vor dem Ersten Weltkrieg nur in Ansätzen. Allerdings wurde die wuchernde Agglomeration im rheinisch-westfälischen Industrierevier von der preußischen Obrigkeit mit Sorge

betrachtet, die in der sich massenhaft ansiedelnden Arbeiterbevölkerung eine politische Gefahr sah.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg befasste man sich mit raumordnerischen Plänen für das Gebiet. 1912 verfasste der Essener Beigeordnete Robert Schmidt eine Denkschrift, die die Vision eines einheitlichen »Großstadtorganismus« im rheinisch-westfälischen Industriegebiet entwarf, einer »Riesenstadt von Duisburg bis Dortmund«. Schmidt rechnete mit lokalen Widerständen, setzte aber darauf, dass es im »Zeitalter der Luftschifffahrt und der Vogelperspektive nicht mehr zulässig« sei, mit Argumenten aus der »Froschperspektive« aufzuwarten.¹⁷ Die Froschperspektive setzte sich jedoch – zunächst – durch.

Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Gutachten Schmidts wieder aus der Schublade geholt – als eine politische Zwangslage entstand. Zum Hintergrund: Die Reparationsverpflichtungen erzwangen von der Reichsregierung langfristig regelmäßige Lieferungen von Kohle. Im Ruhrgebiet war die Förderung u. a. durch die Abwanderung von rund 150.000 polnisch stämmigen Bergarbeitern erheblich beeinträchtigt. Diese Lücke sollte durch die Neuansiedlung von ober-schlesischen Bergleuten gefüllt werden. Keine Ruhrgebietsstadt wollte und konnte das dadurch bedingte Unterbringungsproblem lösen. In dieser Situation kam die Idee eines überregionalen Zweckverbandes auf, der die Neuansiedlung der Bergarbeiter organisieren sollte. 1920 wurde der »Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk« (SVR) gegründet. Das Gebiet des Verbandes umfasste zunächst 17 Städte und 11 Landkreise, bis 1929 wurden weitere Gebiete hinzugeschlagen. In der Wissenschaft gilt der SVR »als ein gelungener Kompromiß zwischen der Erhaltung des status quo und der Bildung einer ›Metropolis Ruhr‹«, der überhaupt nur in der Ausnahmesituation zu Beginn der Weimarer Republik durchsetzbar war.¹⁸ Später wurde aus dem SVR der Kommunalverband Ruhrgebiet, der sich 2004 in Regionalverband Ruhr umbenannte.

Aus dem Ruhrsiedlungsverband ging Ende der 1960er Jahre die Idee zu einer weiteren Entwicklung des Ruhrgebietes hervor: die Idee zu einer »Weltstadt Ruhrgebiet«.¹⁹ Wiederum sollte ein Programm zu einer »Verdichtung von weltstädtischem Charakter« als Problemlöser dienen. Seit Jahren belastete die Kohlenkrise das Ruhrgebiet. Das »Zechensterben« führte zu einem deutlichen Rückgang der Ruhrgebietsbevölkerung. Gleichzeitig war die erste allgemeine ökonomische Krise seit dem Zweiten Weltkrieg über die bundesrepublikanische Volkswirtschaft hineingebrochen. Auch war das Ruhrgebiet, das hatten Untersuchungen und Umfragen ergeben, im Vergleich zu anderen Ballungsräumen wirtschaftlich abgehängt worden. Hinzu kam, dass innerhalb der nordrhein-westfälischen Landesregierung Pläne zu einer kommunalen Neugliederung ventiliert wurden,

die unter anderem die Neueinteilung des Ruhrgebietes in sechs Superstädte vorsahen. Die Idee einer »Weltstadt Ruhrgebiet« zündete damals nicht, was blieb, war das fortdauernde Bild des Ruhrgebietes als eines Problemfalls.²⁰

Immer wieder lebt die Idee eines engeren Zusammenschlusses des Ruhrgebietes auf. Zu Beginn unseres Jahrtausends war wieder die »Ruhrstadt« in der Diskussion. Auch im Institut für Soziale Bewegungen wurde das Thema aufgegriffen und 2002 eine Tagung zum Thema »Ruhrstadt. Visionen für das Ruhrgebiet« veranstaltet. Damals hatte eine Umfrage ergeben, dass rund zwei Drittel der Bevölkerung im Revier es für richtig hielten, die Verwaltung der Region zu vereinheitlichen.²¹ Zustimmung kam vorwiegend, zu 80 % aus den Reihen der Gebildeten. Der damalige Institutsleiter Klaus Tenfelde wies in der Diskussion darauf hin, dass die Geschichte des Ruhrgebietes zeige, dass der »sehr mächtige Raumbildungszwang« des Bergbaus in der Gesamtzeit seines Wirkens wenig an historischer Identitätsbildung hervorgebracht habe. Die den Bergbau und auch die Hütten- und Eisenindustrie tragenden Bevölkerungsschichten hätten nur wenig Bedarf nach einer territorialen Identität gezeigt und eher zu einer berufsbezogenen Selbstzuordnung geneigt.²²

In der Wissenschaft wird die Idee der »Ruhrstadt« heute nicht mehr als sinnvoll erachtet, weil sie die Gefahr einer weiteren Verschlechterung der Lage im Ruhrgebiet birgt, das schon als »Armenhaus der Nation« gilt.²³ Eine staatliche Mittelinstanz, eine Bezirksregierung Ruhrgebiet, könnte wesentliche Probleme gar nicht lösen, weil Aufgaben wie Öffentlicher Personennahverkehr, kommunale Wirtschaftsförderung oder Kulturpolitik kommunale Aufgaben sind. Außerdem ist der Vorschlag politisch nicht durchsetzbar. Die »Ruhrstadt« wäre mit über fünf Millionen Einwohnern größer als Stadtstaaten wie Bremen, Hamburg und Berlin und würde innerhalb des Landes Nordrhein-Westfalen ein politisches Übergewicht bilden.²⁴ Relativ einmütig empfehlen die Autoren eine stärkere kulturelle Koordination. Nach Lehner/Noll spielt diese für das Zukunftsprojekt Ruhr, die Bildung einer Metropole des 21. Jahrhunderts, »eine wichtige, um nicht zu sagen entscheidende Rolle«.²⁵ Zu fragen ist, ob die Kultur im Ruhrgebiet nicht weiter gehende Funktionen zu erfüllen hat, als als Lösungsweg zu einer stärkeren Integration des Ruhrgebietes zu dienen.

2 Kultur an der Ruhr

Blickt man in die Geschichte der Kultur im Ruhrgebiet, muss zunächst der Fokus auf die Arbeiterkultur gerichtet werden, stellte die Industriearbeiterschaft doch lange den größten Bevölkerungsanteil im Ruhrgebiet. Abgesehen von den unterschiedlichen Ausdrucksformen der Arbeiterkultur



Historische Aufnahme des Schauspielhauses

als Bestandteil der Volkskultur und der Arbeiterbewegungskultur sprechen wir mit einem erweiterten Kulturbegriff im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Fußball, Varietés, Kirmesveranstaltungen und anderen »öffentlichen Lustbarkeiten«. (Es gab dazu zu Beginn der 1990er Jahre eine interessante Ausstellung im damals noch so genannten Ruhrlandmuseum.²⁶) Die Aktivitäten der Arbeiterschaft abseits der Betriebe wurden von den Schlotbaronen wie auch der Obrigkeit misstrauisch betrachtet. Am 12. April 1911 schrieb der Essener Polizeipräsident an den zuständigen Regierungspräsidenten: »Allgemein herrscht die Meinung, daß die Berliner Zensur für den hiesigen Industriebezirk eher schärfer als schwächer sein muß. Was für Berlin passend ist, paßt für die hiesigen Arbeitergemeinden nicht immer.«²⁷ Der Bürgermeister von Duisburg-Meiderich riet den Hauern im Revier, doch lieber des Sonntags nebenan in Düsseldorf die Museen zu besuchen.²⁸

In Bochum und den anderen Großstädten des Hellwegs hätte die Arbeiterschaft nicht auf das Düsseldorfer Angebot an bürgerlicher Kultur verwiesen werden müssen, wenn sie denn dieses Angebot hätte wahrnehmen



Das Bergbaumuseum 1973, Quelle: Stadt Bochum, Presseamt

wollen bzw. können. Anders sah hingegen die Situation in der Emscherzone aus, die lange Zeit durch eine Agglomeration von riesigen Industriedörfern ohne städtisches Leben geprägt war.²⁹ Während es dort lange Zeit nahezu kein Bürgertum gab, fand sich das neue Industriebürgertum in der Hellwegzone bereit, sich gegenüber den Städten, in denen es seinen wirtschaftlichen Erfolg begründet hatte, erkenntlich zu zeigen.³⁰ Es beteiligte sich finanziell an einzelnen Daseinsvorsorgeeinrichtungen und setzte in der jeweils eigenen Stadt kulturelle und ästhetische Akzente. In Essen stiftete die Fabrikantenfamilie Grillo das erste Theater.

Auch und besonders auf kulturellem Gebiet wirkte die Konkurrenz unter den Städten beflügelnd. Die Stadt Bochum war erst zur Subventionierung eines Theaters bereit, als 1904 Dortmund und Essen einen Verbund ihrer Theater unter Ausschluss Bochums beschlossen hatten. Danach florierte das kulturelle Leben in Bochum. Das Bochumer Schauspielhaus wurde 1919 gegründet, ebenso die Bochumer Symphoniker. Das Museum Bochum entstand in den 1920er Jahren. 1930 wurde das Bergbaumuseum gegründet. Seit den 1920er Jahren unterstützte die Stadt Bochum intensiv das

Kulturleben, um sich ein Image als wichtige westfälische Kulturstätte zu verschaffen. Seit der Berufung Saladin Schmitts 1919 wurde besonders die Theaterkultur gepflegt.

Nicht nur in Bochum, auch in den anderen Städten des Ruhrgebietes – insbesondere der Hellwegzone – wurde das Industrierevier planmäßig zur »Kulturlandschaft« entwickelt.³¹ Essens Oberbürgermeister Hans Luther (1918–24) brachte dies auf die Formel »Wo Arbeit ist, da gehört auch Kultur hin«.³² Die Orientierung an bürgerlicher Stadtkultur blieb nicht un widersprochen. 1929 stellte Erik Reger, ein »Dichter und Deuter des Reviers« (Pankoke), die Problematik kultureller »Kolonisationsmethoden« kritisch heraus: »Es ist nichts damit getan, wenn man zu den vielen Konzertsälen, Theatern und Messen, die es in Deutschland gibt, neue hinzufügt. Meist ist die Zeit schon über die Vorbilder hinweggegangen, wenn man an der Ruhr die Nachahmungen begründet. Alle diese Institutionen stehen auf einer Insel, fern vom Leben; sie fungieren in den Werbeprospekten der Verkehrsvereine, aber die Menschen, derer man sich versichern müsste, klarsehende, entschlossene Jugend, Angestellte, Arbeiter gehen daran vorbei und fragen sich, was das alles zu bedeuten habe. Es ist unmöglich, daß es in ihr Bewußtsein dringt, es gehört nicht zu ihnen, es widerspricht ihrem Lebensgefühl. Nur ein begrenzter, in sich abgeschlossener Kreis identifiziert sich mit diesem Kulturmarsch der Stadtverwaltungen, der also ein Auf-der-Stelle-Treten ist.«³³

Abgesehen von der zeitgenössischen Kritik an der Fokussierung auf das Modell bürgerlicher »Hochkultur« zeigt sich, dass bereits damals die Kultur nicht allein der kulturellen Daseinsvorsorge für die Bürgerinnen und Bürger der eigenen Stadt diene, sondern für weiter gehende Zwecke funktionalisiert wurde. Hier deutete sich bereits an, dass Kultur auch eine dienende Funktion für die Wirtschaft haben sollte.³⁴ Die in der Nachkriegszeit nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Ruhrfestspiele in Recklinghausen dienten ebenso (auch) der frühen Instrumentalisierung der Kultur zur Imagepflege und des Kulturtourismus schon in den 1950er Jahren.³⁵ Unabhängig davon wurde ihre Gründungsgeschichte »Kunst gegen Kohle, Kohle gegen Kultur« zum »Mythos eines der Politik enthobenen kulturellen Konsens« erhoben.³⁶ Nach diesem Mythos halfen die Bergarbeiter in Recklinghausen den Hamburger Theaterleuten, die wegen Kohlemangels vor der Schließung ihrer Einrichtungen standen, mit Kohlen und gastierten die Schauspieler der Hamburger Staatsbühnen zum Dank für die Hilfe im Städtischen Saalbau Recklinghausen. Daraus entwickelten sich die Ruhrfestspiele, die bis heute vom Deutschen Gewerkschaftsbund und der Stadt Recklinghausen getragen werden. Busseweise wurden in den 1950er Jahren Bergleute und ihre Frauen von den Betrieben zu den Aufführungen gefah-

ren. Schauspieler bereiteten die Bergleute in den Betrieben auf die Stücke vor.³⁷ Die Arbeiterschaft sollte am kulturellen Erbe teilhaben und an der Kunst teilnehmen.

Ganz anders stellt sich die Situation heute bei der Ruhrtriennale dar. Das internationale Festival, das weit über die Grenzen des Ruhrgebietes hinausstrahlt, zieht »ein etabliertes Musiktheater-Publikum« an, so die Intendantin Stefanie Carp.³⁸ Es gebe einen Teil der Bevölkerung, der an der Kultur und Wissensgesellschaft teilnehme, aber offenbar gar nicht in der Region lebe, sondern an- und abreise. Man könne nicht alle Teile der Bevölkerung ansprechen, so Carp, es gebe im Ruhrgebiet »viele Menschen, die hier dauerhaft in einer erschütternd verlorenen, prekären Situation leben«. »Das sind Leute, denen ich in der Straßenbahn begegne und die das Wort »Ruhrtriennale« sicher noch nie gehört haben.«³⁹

Die Ruhrtriennale ging aus einem Kooperationsprojekt hervor, das von oben, von der Landesregierung Nordrhein-Westfalens, in einer Krisensituation initiiert wurde: aus der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (1989–1999). Die IBA war ein erfolgreiches Raumordnungskonzept zur De-Industrialisierung, das durch das Land Nordrhein-Westfalen initiiert worden war, um die Strukturkrise im nördlichen Ruhrgebiet zu bewältigen.⁴⁰ Involviert waren 17 Städte des Ruhrgebietes (Duisburg, Oberhausen, Mülheim an der Ruhr, Bottrop, Essen, Gladbeck, Bochum, Gelsenkirchen, Recklinghausen, Herne, Herten, Castrop-Rauxel, Waltrop, Lünen, Dortmund, Kamen und Bergkamen). Insgesamt wurden rund 120 Projekte realisiert, die im Wesentlichen aus Landes-, Bundes- und EU-Mitteln finanziert wurden. Zu den bedeutenden industriekulturellen und landschaftlichen Infrastrukturprojekten der IBA gehören u. a. die Jahrhunderthalle in Bochum und der Landschaftspark Nord in Duisburg, die seither als Spielstätten für Kulturveranstaltungen genutzt werden.

Es sind die »Kathedralen« der Industriekultur, die das Image der Kultur im Ruhrgebiet aus Sicht von außen prägen. Das Konzept der Ästhetisierung der Industrietechnik ist nicht neu, sondern wurde in den 1970er und 1980er Jahren entwickelt.⁴¹ Ob das Bild umgenutzter alter Industrieanlagen für die weitere Entwicklung des Ruhrgebietes tatsächlich von Segen ist, wird bisweilen angezweifelt und mit Recht darauf hingewiesen, dass aus der Industriekultur ein retardierendes Element entstehen könnte.⁴² Zukunft geht anders.

Gleichwohl sind die nachhaltigen Wirkungen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park nicht zu verleugnen. Ohne sie wäre es wohl nicht zur Bewerbung des Ruhrgebietes um die Europäische Kulturhauptstadt 2010 gekommen. Allerdings bewarb sich nicht das ganze Ruhrgebiet um den begehrten Titel, der nicht nur Renommee, sondern erhebliche finanzielle Zuwendungen aus EU-Mitteln bedeutete, sondern nur eine Stadt, weil

die Statuten der Europäischen Kommission (immer noch vorsehen), dass sich nur eine Stadt, nicht aber eine Region bewerben darf. In der Anfangsphase der Bewerbung war noch unentschieden, welche Stadt sich stellvertretend für das Ruhrgebiet bewerben durfte, neben Essen war auch die Stadt Bochum im Rennen. Die Verbandsversammlung des Kommunalverbandes votierte jedoch mit knapper Mehrheit für Essen. Alle 53 Ruhrgebietsstädte waren in das Programm der RUHR.2010 einbezogen. Das Programm umfasste etwa 300 Projekte und rund 5.500 Veranstaltungen. Circa 10 Millionen Besucher sollen die Veranstaltungen besucht haben. Das Motto des Kulturhauptstadtjahres war »Wandel durch Kultur. Kultur durch Wandel«. Das Großevent zielte – gemäß den Vorgaben der EU – auf Nachhaltigkeit: auf eine verstärkte Vernetzung der Kultur im Ruhrgebiet und auf einen Wandel des Ruhrgebietsimages. In die Kulturhauptstadt wurden große Erwartungen gesetzt.

Die Bilanz wird im Nachhinein zwiespältig beurteilt.⁴³ Positiv bewertet wird u. a. , dass es erstmalig zu einer Zusammenarbeit der Museen im Ruhrgebiet kam, die sich als RuhrKunstMuseen zusammenschlossen; ebenso kam es in der Folge auch zum Verbund der »Ruhrbühnen«. Fortgeführt werden nach der Kulturhauptstadt im Ruhrgebiet auch Urbane Künste Ruhr und der Bereich Kreativwirtschaft durch das neu geschaffene Ecce-Institut in Dortmund. Projekte wie der »Day of Song« wurden zur Fortsetzung der Ruhr Tourismus GmbH übertragen. Zur negativen Nachhaltigkeitsbilanz wird u. a. gerechnet, dass das interkulturelle Melez-Festival einmalig blieb und nicht fortgeführt wurde.⁴⁴ Die großen Ziele einer umfassenderen interkommunalen Zusammenarbeit in der »Metropole Ruhr« wie auch eines Imagewandels des Ruhrgebietes wurden nicht erreicht.

Das Kulturhauptstadtjahr war mit zu hohen Erwartungen überfrachtet. Solche Großereignisse sind einmalige Events. Nach Erlöschen des spektakulären Großfeuerwerks ist es für die Städte schwierig, dauerhaft eine Zusammenarbeit aufrecht zu erhalten – zumal, wenn die mit dem Festival verbundenen finanziellen Mittel nicht mehr bereitstehen. Die vor dem Kulturhauptstadtjahr in den einzelnen Städten und Kommunen eingerichteten, interkommunal agierenden Verbindungsbüros wurden denn auch nach 2010 wieder aufgelöst.⁴⁵ Mit Blick auf das Kulturhauptstadtjahr und ähnliche Großereignisse generell sind einerseits strukturelle Gründe zu berücksichtigen: Die administrative und politische Fragmentierung der Region ist einzigartig, einzigartig hinderlich für eine interkommunale Integration. Das Ruhrgebiet besteht aus 53 Städten, darunter elf kreisfreien, vier Landkreisen, ist drei Bezirksregierungen unterstellt und liegt im Zuständigkeitsbereich von zwei Landschaftsverbänden. Sogar der Landessender WDR zerteilt das Ruhrgebiet in mehrere Teilräume, hebt eine neuere

Darstellung zum Ruhrgebiet hervor, die mit einem Stoßseufzer schließlich noch den »geteilten Himmel« ergänzt: so verteilt sich das Kirchenvolk im Ruhrgebiet bei den Katholiken auf das Ruhrbistum, das Erzbistum Paderborn, das Bistum Münster und das Erzbistum Köln und bei den Protestanten durch die fortbestehenden Grenzen der preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen.⁴⁶

Andererseits kommen hindernde Faktoren hinzu, die dem Wesen von Festivals und Großereignissen wie dem Kulturhauptstadtjahr allgemein inhärent sind und von Städtforschern als Festivalisierung der Stadtpolitik analysiert und beschrieben worden sind.⁴⁷ Danach sind langfristige Effekte gar nicht zu erwarten, weil große Ereignisse per se nicht Bestandteil und Ergebnis einer Stadtentwicklungsplanung sind.⁴⁸ Vielmehr ist die Inszenierung großer Events gekennzeichnet durch eine »Planung durch Projekte«, die räumliche, zeitliche und thematische Konzentration auf einen Punkt.⁴⁹ Die Effekte sind durchaus zwiespältig, weil im Wesentlichen nicht nachweisbar. »Eine eindeutige Kosten-Nutzen-Rechnung ist [...] nicht möglich; die direkten ökonomischen Effekte sind selektiv und widersprüchlich, die indirekten Wirkungen nicht abschätzbar oder lediglich diffuse Hoffnungen«, stellen die Forscher fest.⁵⁰ Zwar ermöglichen große Ereignisse nach innen eine auf sich selbst gerichtete »Mobilisierung des politisch-administrativen Systems«, indem sie »heilsamen Zeitdruck und glamouröse Ziele bieten, die das Heer der Bürokratie aus dem resignierten Trott der Routinen herausreißen«, die aber gleichzeitig auch negative Effekte mit sich bringt.⁵¹ Die zur Durchführung von Großereignissen immer außerhalb und neben der Verwaltung geschaffenen befristeten Sonderorganisationen führen notwendig dazu, dass die öffentliche Verwaltung polarisiert wird »in eine lahme für den Alltag und eine brillante für das große Ereignis«. ⁵² Hinzu kommt, dass sich um diese Sonderorganisationen ein »Expertenkarussell« bildet, »das von beträchtlichen Honorarsummen und medialer Aufmerksamkeit in Bewegung gehalten wird.«⁵³ Die Forschung sieht hinter der Politik der Festivalisierung ein elitäres Demokratieverständnis.⁵⁴ Sie diene dazu, Akzeptanz zu beschaffen für eine von oben, innerhalb einer wirtschaftlichen und politischen Machtelite formulierte Politik.⁵⁵ Noch nie habe es eine soziale Bewegung gegeben, die eine Stadtregierung von unten zur Bewerbung um ein großes Ereignis gedrängt hätte.⁵⁶ Dass festivalisierte Stadtpolitik immer auch ein Top-down-Eingriff in das stadtgesellschaftliche Bewusstsein ist und Akzeptanzdefizite durch eine rein wirtschaftlich argumentierende Nutzenrechnung daher nicht vollständig beseitigt werden können, wird auch an anderer Stelle unterstrichen.⁵⁷

Mit Blick auf das Ruhrgebiet ist festzustellen: Die freie Szene, die sich in vielen Ruhrgebietsstädten auch in schwieriger finanzieller Lage entwickelt

hat⁵⁸, war in die Vorbereitung des Kulturhauptstadtjahres kaum einbezogen, was zu Kritik im Vorfeld des Großevents führte. Auch im Falle der Triennale gab es Widerspruch. So formulierte beispielsweise der damalige Geschäftsführer des Kultursekretariats NRW: »Festivalitis statt Grundversorgung; mit der Folge, dass unsere Kultur- und Kunstlandschaft ihre Fähigkeit zu künstlerischer Beharrlichkeit an kurzatmige Ereignisse verliert. Hinzu kommt die Großmannssucht (unter dem Schlagwort ›Wir drehen ein großes Rad‹), um (auch) mit der Kultur europäische Spitze zu werden: Kategorien, die zum Marketing gehören und alles andere als primär kulturelle, künstlerische sind.«⁵⁹

Unfraglich generieren große kulturelle Events mediale Präsenz, eine Präsenz, die sich im besten Fall auf das Bild in den Köpfen der Menschen auswirkt, die außerhalb des Ruhrgebietes leben, und die – mit Blick auf das Stadtsäckel – mögliche Investoren dazu bewegt, ihr Geld ins Revier zu tragen. Stichwort Kultur als Standortfaktor. Um aber zu einer stärkeren interkommunalen Zusammenarbeit auf dem Kulturgebiet zu kommen, scheinen von oben inszenierte und raumübergreifende Events nicht geeignet zu sein. Grundsätzlich zu fragen wäre, ob dieses Ziel im Sinne der Kulturförderung in den Städten und Kommunen des Ruhrgebietes überhaupt erstrebenswert ist. Der Blick in die Geschichte zeigt, dass es die Konkurrenz unter den Städten ist, die zur florierenden Kulturlandschaft wesentlich beigetragen hat. Insofern wäre nicht zu fragen, ob wir eine regionale Identität haben, sondern: ob wir eine regionale Identität als Ruhrgebiet überhaupt brauchen. Ohnehin sind schon lange zentrifugale Tendenzen im Revier festzustellen, gibt es längst ganz anders geschnittene Regionen und Bündnisbereiche, so orientiert sich Duisburg am Rheinland und stellt sich als Stadt am Rhein dar, während im östlichen Ruhrgebiet Dortmund nach Westfalen tendiert.⁶⁰ Der Facettenreichtum des Reviers sollte als Stärke verstanden und präsentiert werden. An die Stelle des tief liegenden Minderwertigkeitsgefühls, das immer wieder zur Imitation fremder Identitäten verleitet (treffend wurde eine Dokumentarfilminitiative 2004 betitelt mit »Endlich so wie überall?!«⁶¹), sollte ein neues Selbstbewusstsein treten, das sich auf die Vielfalt der Kultur an der Ruhr stützt. Statt der Einheit könnte der Reiz dieses Ballungsraums darin gesehen werden, dass sich hier »polyzentrale Netzwerke vieler lokaler Szenen und subregionale Zonen ausbilden können«.⁶² Ein Weg dazu könnte sein, dass neben der vorhandenen etablierten Kultur die städtische Kulturpolitik (mehr) Möglichkeitsräume schüfe (und finanzierte), damit Experimentelles und Unvorhersehbares, das Eigene der Ruhrgebietskultur sich (besser) entwickeln könnte. Häußermann und Siebel erinnern daran, dass früher in den Hansestädten eine offene Truhe im Rathaus aufgestellt worden sei, in die jeder Bürger den

Betrag hineingelegt habe, den er als einen Beitrag zu den allgemeinen Angelegenheiten empfunden habe und folgern: »Das Umgekehrte wäre heute von der Kulturpolitik zu verlangen: Eine offene Truhe voller Geld auf den Marktplatz zu stellen und wegzusehen, ein vielleicht doch nicht ganz ernst zu nehmender Vorschlag, der aber die Problematik veranschaulicht, Geld zu geben und sich jeglicher Kontrolle zu enthalten, gleichsam freie Kulturzonen zu schaffen, in denen Raum für Neues entsteht durch zahlenden Rückzug der Politik«. ⁶³

Neu ist die Forderung, mehr Möglichkeitsräume für Kulturschaffende des Ruhrgebietes zu öffnen, um das Eigene, Unverwechselbare der Region stärker zu entwickeln, nicht. Bereits 1929 forderte der Revierdichter Erik Reger abseits kultureller Kolonisationsmethoden und abseits der Anbietung an zeitgenössische modische Arbeiterdichtung und Industrielyrik in der Sprache seiner Zeit: »Die Ruhr muß ein Sammelbecken junger, schöpferischer Kräfte werden, die, darauf kommt es an, nicht abgestempelt sind, sondern kämpfen und umkämpft werden. Diese Kräfte fordere man auf, zeige ihnen die Themen, die hier auf der Straße liegen – : das wäre kulturelle Produktivität des Industriebezirks.«⁶⁴

Anmerkungen

- 1 Schönau, Birgit, Maloche schafft Revier-Kultur, in: Vorwärts Nr. 47, 19.11.1988, 27–30.
- 2 Präsentation der RUHR.2010, Essen 2008.
- 3 Ebd.
- 4 Reulecke, Jürgen, Metropolis Ruhr? Regionalgeschichtliche Aspekte der Ruhrgebietsentwicklung im 20. Jahrhundert, in: Borst, Otto (Hg.), Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege, Jg. 8 (1981), 13–30; hier: 15.
- 5 <https://www1.wdr.de/nachrichten/ruhrgebiet/neues-mobilitaetskonzept-des-rvr-100.html> (Abruf vom 10.9.2019).
- 6 Moshgbar, Navid, Marketing-Flop – Warum fast niemand »Metropole Ruhr« sagt, in: WAZ vom 17.3.2016 (<https://www.derwesten.de/politik/marketing-flop-warum-fast-niemand-metropole-ruhr-sagt-id11631359.html>) [Abruf vom 20.1.21].
- 7 So Hanns-Dietrich Schmidt im WDR3 Forum am 15.3.2020.
- 8 Bogumil, Jörg/Rolf G. Heinze/Franz Lehner/Klaus Peter Strohmeier, Viel erreicht – wenig gewonnen. Ein realistischer Blick auf das Ruhrgebiet, Essen 2012, 133.
- 9 Bogumil e.a., Viel erreicht, 133; s.a. Lehner, Franz/Hans-Peter Noll, Das Zukunftsprojekt: Von der eingebildeten zur wirklichen Metropole, Essen 2016, 11.
- 10 Mitscherlich, Alexander, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt/M. 28. Aufl. 2016, 78.
- 11 Bogumil e.a., Viel erreicht, 134.

- 12 Schönau, Maloche, 27.
- 13 ZDF-Studie »Wo lebt es sich am besten?« (<https://deutschland-studie.zdf.de/>).
- 14 Strahl, Gordon K., Ein tränenreicher Abschied von »Buddy«, in: WAZ vom 1.8.2010 (<https://www.derwesten.de/staedte/essen/ein-traenenreicher-abschied-von-buddy-id3357615.html>) [Abruf vom 21.1.21].
- 15 Bogumil e.a., Viel erreicht, 122.
- 16 Reulecke, Jürgen, Vom 19. zum 20. Jahrhundert: Die Entwicklung der städtischen Infrastruktur im Ruhrgebiet, in: Mittag, Jürgen/Ingrid Wölk (Hgg.), Bochum und das Ruhrgebiet. Großstadtbildung im 20. Jahrhundert, Essen 2005, 233–251; hier: 243.
- 17 Reulecke, Metropolis, 18.
- 18 Ebd., 20f.
- 19 Auch für das Folgende: ebd., 13f.
- 20 Ebd., 14.
- 21 Tenfelde, Klaus, Vorwort, in: ders. (Hg.), Ruhrstadt. Visionen für das Ruhrgebiet. Vier Diskussionsrunden im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets Bochum, März-Juni 2002, Bochum 2002, 7–8.
- 22 Tenfelde, Klaus, Ruhrstadt – Historischer Hintergrund, in: ders. (Hg.), Ruhrstadt, 9–23; hier: 22.
- 23 Bogumil e.a., Viel erreicht, 140.
- 24 Ebd., s.a. Lehner/Noll, Zukunftsprojekt, a.a.O.
- 25 Lehner/Noll, Zukunftsprojekt, 254.
- 26 S. den Katalog: Kosok, Lisa/Mathilde Jamin (Hgg.), Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende, Essen 1992.
- 27 Ebd., 251.
- 28 Ebd., 141.
- 29 Reulecke, Metropolis, 29.
- 30 Auch für das Folgende: Reulecke, Entwicklung, 242f.
- 31 Pankoke, Eckart, Kulturimpulse und Diskurskultur. Kulturkritik und Kulturpolitik im Ruhrgebiet, in: Revier-Kultur Nr. 2 (1987), 21–25; hier: 23.
- 32 Zitiert nach: ebd.
- 33 Zitiert nach: ebd.
- 34 Allgemein zu den Funktionen der städtischen Kultur s. Häußermann, Hartmut/Walter Siebel, Kulturpolitik oder Das Ende der Stadtkultur, in: dies., Neue Urbanität, Frankfurt/M. 1987, 199–215.
- 35 So Kift, Dagmar, Bergmannskapellen und Beatbands. Kultur im Ballungsraum Ruhrgebiet in den 1950er und 1960er Jahren, in: Ditt, Karl/Cordula Obergassel (Hgg.), Vom Bildungsideal zum Standortfaktor. Städtische Kultur und Kulturpolitik in der Bundesrepublik, Paderborn/München/Wien/Zürich 2012, 95–112; hier: 110.
- 36 Pankoke, Kulturimpulse, 24.
- 37 Kift, Bergmannskapellen, 106.
- 38 Interview Max Florian Kühlem mit Stefanie Carp, »Wir erreichen kein sozial anderes Publikum« in: Rheinische Post v. 8.8.2019.

- 39 Ebd.
- 40 S. dazu auch den Beitrag von Berger in diesem Band.
- 41 S. ausführlich ebd.
- 42 Heinemann, Ulrich, Industriekultur: Vom Nutzen zum Nachteil für das Ruhrgebiet? in: Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Heft 1 (2003), S. 56–58. S.a. Farrenkopf, Michael/Stefan Goch/Manfred Rasch/Hans-Werner Wehling, Das Ruhrgebiet: Woher – wohin?, in: dies. (Hgg.), Die Stadt der Städte. Das Ruhrgebiet und seine Umbrüche, Essen 2019, 15–25; hier: 21; s.a. den Beitrag von Berger in diesem Band.
- 43 S. beispielsweise Prosek, Achim, Berlin, Weimar, Ruhr – die deutschen Europäischen Kulturhauptstädte zwischen Kulturfestival, Stadtentwicklung und Identitätspolitik, in: Informationen zur Raumentwicklung Nr. 11/12 (2012), 617–626.
- 44 Ebd., 623.
- 45 Schickentanz, Maren, Kulturpolitik im Ruhrgebiet im Nachklang von RUHR.2010, in: Bogumil, Jörg/Rolf G. Heinze (Hgg.), Auf dem Weg zur Wissenschaftsregion Ruhr. Regionale Kooperationen als Strategie, Essen 2015, 205–257; hier: 229.
- 46 Farrenkopf e.a., Woher, 18f.
- 47 Häußermann, Hartmut/Walter Siebel, Die Politik der Festivalisierung und die Festivalisierung der Politik. Große Ereignisse in der Stadtpolitik, in: dies. (Hgg.), Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte, Opladen 1993, 7–31.
- 48 Ebd., 8.
- 49 Ebd., 9.
- 50 Ebd., 19.
- 51 Ebd., 21f.
- 52 Ebd., 22.
- 53 Ebd., 23.
- 54 Häußermann/Siebel, Festivalisierung, 29.
- 55 Ebd., 30.
- 56 Ebd.
- 57 Prosek, Kulturhauptstädte, 625.
- 58 S. dazu den Beitrag von Max Florian Kühlem in diesem Band.
- 59 Schmidt, Dietmar N., Vorne klotzen, hinten holzen. Darf das Land Festivals gründen, während kommunale Kultur blutet?, in: DEMO, 53 Nr. 10 (2001), 70.
- 60 Pankoke, Eckart, Regionalkultur? Muster und Werte regionaler Identität im Ruhrgebiet, in: Informationen zur Raumentwicklung, H. 11 (1993), 759–768; hier: 767.
- 61 <https://dokumentarfilminitiative.de/index.php/symposien/endlich-so-wie-ueberall>.
- 62 Pankoke, Regionalkultur, 766.
- 63 Häußermann/Siebel, Kulturpolitik, 212.
- 64 Zitiert nach Pankoke, Kulturimpulse, 24.